

# Ideologie und Praxis deutscher Kulturarbeit in Indien – Eine Entgegnung\*

J. H. OHLAU

Die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland und in ihrem Rahmen die Rolle des Goethe-Instituts als eines der wesentlichen Exekutivorgane sind in den vergangenen Jahren stark in den Blickpunkt der Öffentlichkeit geraten. Es wäre falsch anzunehmen, daß die Mitarbeiter des Goethe-Instituts diese Entwicklung mit Unbehagen sehen, hilft sie doch, endlich eine Reihe von Problemen anzugehen, die bereits in den Jahren zuvor mit wenig Aussicht auf Erfolg in internen Diskussionen erörtert, aber meist wegen des geringen Publizitätswertes auf diesem oder jenem Schreibtisch der Kulturadministration abgeblockt wurden. Bedauerlich ist es nur, daß bisher die Betroffenen selbst, vielleicht aus einer gewissen Furcht sich dem Vorwurf auszusetzen, pro domo zu sprechen (oder gar sprechen zu müssen), sich noch kaum zu Wort gemeldet haben. Dies scheint mir jedoch beim jetzigen Stand der Diskussion um so notwendiger zu sein, als die meist ideologisch untermauerten Attacken der Kritiker endlich einmal des Korrektivs einer gewissen Praxisnähe bedürfen. Es besteht nämlich im Rahmen unserer Kulturpolitik in den Entwicklungsländern sehr leicht die Gefahr, daß das Konzept unserer Arbeit, dem man kulturimperialistische Ausrichtung vorwirft, lediglich durch den Kulturimperialismus linker Ideologen ersetzt wird, ohne daß sich diese ehrlicherweise die Frage stellen, ob denn gerade damit den Entwicklungsländern geholfen ist, ja ob die Länder der Dritten Welt einen solchermaßen gefärbten Eingriff in ihre inneren Angelegenheiten unwidersprochen hinnehmen würden. Jedenfalls ist es in diesem Zusammenhang recht bezeichnend, daß die indische Zentralregierung über den Indian Council of Cultural Relations (ICCR), der die Arbeit ausländischer Kulturinstitute in Indien zu überwachen hat, im vergangenen Jahr den Versuch unternahm, die Arbeit der Goethe-Institute auf reine Informationsprogramme zu reduzieren und unseren Instituten damit den Zuschnitt des United States Information Service (USIS) zu geben. Entwicklungspolitisch relevante Arbeit wäre dann wohl nicht einmal im Ansatz noch möglich gewesen, und es stellt sich die legitime Frage, welche Reaktionen zu erwarten sein werden, wenn unsere Institute auf diesem Sektor mehr leisten, als sie es zur Zeit aus praktischen und politischen Gründen tun können.

Der Verfasser des Artikels „Die Kulturpolitik der Bundesrepublik in Indien“ macht es sich im geschichtlichen Teil seiner Einleitung sehr leicht, wenn er mit historischen Periodenbegriffen arbeitet, die mehr als fraglich sind. Die traditionelle Geschichtswissenschaft erhebt nicht den Anspruch, daß die Periodisierung der Geschichte mehr sein will als eine gewisse Generalisierung von Tendenzen, während die von

\* Vgl. dazu den Beitrag von Gerhard Bierwirth „Die Kulturpolitik der Bundesrepublik in Indien“ in Heft 4/73, S. 572–586.

Bierwirth eingeführten Begriffe im Sinne seines ideologischen Glaubensbekenntnisses mit beneidenswerter Sicherheit absolut gültig hingestellt werden und darauf ein ganzes Gebäude von Folgerungen errichtet wird. Diese Art der Geschichtsbeachtung führt dann naturgemäß zu solch hinterhältigen, weil unterschwellig Gleichsetzungen, wie der von Subhas Chandra Bose mit Hitler (Bierwirth S. 575). Ein Studium der Vorgänge, die zur indischen Unabhängigkeit geführt haben, sowie das Verhältnis von Gandhi, Nehru und Subhas Chandra Bose hätte eine solche Parallele erst gar nicht aufkommen lassen können. Mit den beiden vom Verfasser zitierten Referenzen ist dies natürlich nicht zu leisten gewesen.

Der von Bierwirth bei Maria Mies entlehnte und zu Beginn seiner Betrachtung eingeführte Begriff der Kulturanomie (Bierwirth S. 572) wäre im Zusammenhang einer grundsätzlichen Diskussion der Kulturpolitik (und nicht nur der bundesrepublikanischen) durchaus von Interesse. „Daß Indien durch den britischen Kolonialismus und Imperialismus ein besonderes Beispiel für jene Kulturanomie geworden ist, ...“ (Bierwirth S. 573) müßte aber im Gegensatz zur Meinung des Verfassers erst einmal bewiesen werden. Anders als in vielen Ländern der Dritten Welt arbeiten wir im Falle Indien gerade nicht in einem durch den Imperialismus geschaffenen kulturellen Vakuum, sondern müssen bei nahezu allen programmpolitischen Entscheidungen den Eigenwert der indischen Tradition berücksichtigen. Diese Tradition beschränkt sich im übrigen keineswegs auf die Veden und die Tempelarchitektur, sondern umfaßt z. B. auch die schon seit langem eigenständige Pflege westlicher Musik: die Calcutta School of Music z. B. besteht als indische Institution schon länger als 50 Jahre! Ebenso wird die indische „moderne“ Malerei, die auf Impulse der bengalischen Renaissance zurückgeht, auch ohne unser Zutun weiterleben, und wir halten es daher für richtig, dem Mangel an Information über die internationale Kunstszene abzuwehren, soweit dies in unseren Kräften steht. Dabei können auch Repräsentationen vergangener Kunstepochen nicht völlig übersehen werden, da diese das Verständnis der heutigen Kunstszene nur fördern können.

Sicherlich gibt es den im Sinne der eingeführten Definition „kulturanämischen“ Inder, aber es gibt eben nicht nur ihn, sondern auch eine große Zahl von durchaus selbstbewußten und in ihrer kulturellen Tradition ungebrochenen Persönlichkeiten, die sich einem westlichen Konzert aus den gleichen Motiven und an Leib und Seele ebenso unbeschadet aussetzen können wie ein Bundesbürger einem indischen Konzert oder Tanzabend. Erfreulicherweise sind genau diese Leute in immer stärkerem Maße die bestimmenden Faktoren der indischen kulturellen Szene und sie sind die für unsere Arbeit zwar unbequemen, aber bevorzugten Partner.

Reichlich verworren scheinen mir die Bemerkungen Bierwirths bezüglich des Zusammenhanges von ökonomischen, politischen und kulturellen Faktoren im Rahmen der Entwicklungspolitik (Bierwirth S. 574). Es dürfte auch ihm schwerfallen, ein gesellschaftliches System zu nennen, in dem dieser Zusammenhang nicht gegeben ist. Selbstverständlich sind wir uns in der Praxis der politischen und ökonomischen Folgen unseres Handelns bewußt und streben sie sogar an, jedenfalls meinen wir das zu tun, wenn wir von entwicklungspolitisch relevanter Kulturarbeit sprechen. Das hat mit „Imagepflege“ und „schonenden Fiktionen“ nichts zu tun, sondern ist bewußtes Eingehen auf jetzt und heute bestehende Probleme der Entwicklungsländer, wobei die Assistenz bei der Lösung von Problemen nicht bedeutet, daß wir nicht auch sehen, daß diese Probleme zum Teil erst aus dem Aufeinander-

treffen Europas und den Ländern der heute sogenannten „Dritten Welt“ entstanden sind. Das Vergießen von ideologischen Krokodilstränen darüber, daß Columbus nun einmal 1492 Amerika wiederentdeckt hat, daß Spanier, Portugiesen, Engländer, Deutsche und auch noch einige andere Völkerschaften kolonialistisch-imperialistisch tätig gewesen sind, hilft uns jedoch wenig weiter und dient leider nur allzuoft als ein bequemes Alibi für Untätigkeit. Die historischen Entscheidungen, die die Länder der Dritten Welt in einen technologischen Entwicklungsprozeß hineingeworfen haben, sind längst gefallen und nicht mehr rückgängig zu machen. Worum es heute alleine gehen kann, ist eine sinnvolle Neuinterpretation unserer Arbeit, die ein zielgerechtes und koordiniertes Vorgehen aller mit der Entwicklungspolitik befaßten Organisationen im bilateralen und multilateralen Bereich ermöglichen, um dabei mitzuhelfen, den unvermeidlichen Prozeß der weiteren technologischen Entwicklung und alle damit verbundenen sozialen Umwandlungen wenigstens in einem erträglichen Maße unter Kontrolle zu halten. Daher ist die von Uwe Sempson eingeführte These „... daß Kulturpolitik in der Dritten Welt sinnvollerweise nichts anderes sein kann als eine mit kulturellen Mitteln betriebene Entwicklungspolitik, die sich an den Bedürfnissen des jeweiligen Entwicklungslandes zu orientieren hat“, der einzig vernünftige Ansatzpunkt. Es fällt sicher nicht nur mir schwer, hier imperialistisches Gedankengut zu finden.

Bierwirth bringt die Frage der kulturellen deutsch-indischen Wechselwirkungen des 19. Jahrhunderts ins Spiel. Die Bewertung dieser Zusammenhänge geschieht leider immer wieder im Zwielficht einer immer noch bestehenden romantischen Indiensehnsucht. Die von Bierwirth hier zitierten Quellen sind jedoch nicht gerade repräsentativ für eine umfangreiche Literatur, die diese Beziehungen unter allen denkbaren Gesichtspunkten ausleuchtet. Es mag genügen festzustellen, daß wir dieses „Kapital“ in Indien selbst, allerdings weit weniger, in unsere Kulturpolitik einbeziehen, wie dies immer wieder behauptet wird. Das „Shakuntala-Erlebnis der Deutschen“ ist für uns ein historisch interessantes Faktum – für die konkrete Arbeit der Goethe-Institute in Indien ist es heute glücklicherweise Marginalie. Um so mehr bedauern auch wir Publikationen, die offiziell (und leider oft auch finanziell) gefördert, Allgemeinplätze der Völkerfreundschaft und Völkerverständigung aufwärmen und gleichzeitig ernsthafter Beschäftigung mit solchen durchaus interessanten Beziehungen das Wasser abgraben. Gerade auf diesem Gebiet sind jedoch Institutionen in Deutschland (nicht in Indien) tätig, die sich der Beratung und Unterstützung bei der Projektierung von Publikationen bewußt entziehen.

Um die offensichtliche Widersinnigkeit der Arbeit der Goethe-Institute augenscheinlich zu machen, scheut Bierwirth nicht vor ausgesprochener Polemik zurück: Kulturarbeit in Indien auf dem Hintergrund jener 500 000 Dörfer, von denen 350 000 „nicht einmal über geteerte Allwetterstraßen“ verfügen! (Bierwirth S. 576.) Messen wir denn in Deutschland den Auftritt des Bolschoi-Balletts in Hamburg an der Tatsache, daß noch lange nicht alle Dörfer in Deutschland eine Kanalisation besitzen? Natürlich „befinden sich nahezu alle Kulturinstitute in den großen Metropolen“, genauso wie sich überall auf der ganzen Welt und auch in Deutschland kulturelle Institutionen notwendigerweise in den „Metropolen“ und großen Städten konzentrieren. Es kann ganz einfach nicht unsere Aufgabe sein, die kulturelle Infrastruktur des Entwicklungslandes Indien aufzubauen oder gar zu ersetzen, und zwar gerade deshalb, weil wir uns dann erst gerechtfertigtermaßen dem Vorwurf der kulturellen

Bevormundung aussetzen würden. Bierwirth selbst bemerkt ja an anderer Stelle: „Kein Land der Dritten Welt wird zulassen, daß sich ausländische Kulturinstitute zu Präzeptoren ihrer Erziehungsreform erheben. Man stelle sich vor, chinesische Kulturinstitute wollten mit ihren Ideen von Erziehung in die gegenwärtige Hochschulreform der Bundesrepublik Deutschland eingreifen“ (Bierwirth S. 579). Diese Feststellung ist voll zu unterstützen, gilt aber natürlich nicht nur für den Erziehungssektor und erst recht nicht nur für die Universitätsstruktur, sondern für den gesamten kulturellen und nolens volens entwicklungspolitischen Bereich.

Die indische Zentralregierung bemüht sich seit Jahren im Hinblick auf diese offensichtliche Gefahr um die Einschränkung ausländischer kultureller Aktivitäten in der Provinz und hat die Schließung einer Reihe von amerikanischen und englischen Instituten in Provinzstädten veranlaßt, sowie die Kontrolle über indische Auslandsvereine verstärkt. So dürfen z. B. seit neuestem Minister der Zentralregierung auf Anordnung Indira Gandhis nicht mehr Mitglieder von Auslandsvereinen sein und müssen, falls sie dort Vorträge halten, Indira Gandhi zuvor über das Thema unterrichten! Wir müssen in unserer Arbeit verständliche Bedenken des Gastlandes berücksichtigen und sollten gerade auch deshalb (und nicht nur, weil dafür keine personellen und finanziellen Möglichkeiten vorhanden sind) die Fiktion der Breitenarbeit nicht aufrechterhalten. Dabei ist nicht nur an die 500 000 Dörfer zu denken, sondern auch an die Masse der städtischen Bevölkerung, die für uns auch weiterhin direkt nicht zu erreichen sein wird. Man sollte jedoch endlich einsehen, daß dies nicht ein spezifisches Problem der Entwicklungsländer ist, und sollte sich ehrlicherweise eingestehen, daß auch der kulturell ansprechbare Anteil der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland nicht gerade sehr hoch ist. Wie viele Leute besuchen denn in einer deutschen Großstadt regelmäßig ein ausländisches Kulturinstitut?

Die Wirksamkeit der Arbeit der Kulturinstitute an der Quote der Analphabeten zu messen oder sie in Relation zum Vorhandensein der Elektrizität zu setzen, ist ein nicht sehr intelligentes Argument, das mangelnde Einsicht in die Zusammenhänge des Entstehens von Meinungen und in die Rolle von Multiplikatoren beweist. Deshalb ist auch nicht einzusehen, warum die vom Verfasser verschiedentlich angekreidete Zusammenarbeit mit den Eliten des Landes gegen die Tätigkeit der Kulturinstitute sprechen soll. Gerade hier sehe ich den eigentlichen Ansatzpunkt einer sinnvollen Kulturpolitik. Dabei muß man sich jedoch klar darüber sein, daß der Begriff Elite in der Praxis unserer Arbeit andere Dimensionen hat als in der ideologisch einengenden und abwertenden Beurteilung des Verfassers. Wir würden uns unsere Aufgabe zu leicht machen, würden wir nur jene „besseren, gebildeteren, reicheren Leute, denen der Genuß westlicher Kultur und Bildung schon immer ein Bedürfnis war“ (Bierwirth S. 576), zu unserem Publikum zählen. Jedenfalls gehört zu einer solchermaßen recht hämisch definierten Gruppe in den meisten Fällen weder der indische Theater- oder Filmregisseur, der Musiker oder die Tänzerin, ganz abgesehen von Professoren oder Studenten. Auch Bierwirth sollte wissen, daß alleine schon die Einkommensverhältnisse dieser Leute es nicht erlauben, sich in einer solchen „besseren“ Welt zu bewegen. Bierwirths Vorwurf trifft allenfalls auf eine gewisse Gruppe von Geschäftsleuten und Industriellen zu, die jedoch für unsere Arbeit nahezu bedeutungslos ist.

Daß unser Publikum seine Nachfrage am Angebot orientiere (Bierwirth S. 576),

ist ein weiteres Vorstellungsklischee Bierwirths. Selbst bei den von der Zentralverwaltung entsandten Programmen besteht immer ein breit gefächertes Themenangebot, das der jeweiligen Zweigstelle erlaubt, in Zusammenarbeit und in Konsultation mit der entsprechenden Institution des Gastlandes weitgehend auf Wünsche und Vorstellungen der Mitveranstalter einzugehen. Darüber hinaus kommen sehr viele Programme so zustande, daß die Zweigstellen von der Zentrale bestimmte deutsche Wissenschaftler und Fachleute anfordern, und dies natürlich auf Grund von Vorschlägen von Institutionen des Gastlandes tun. Gerade größere Projekte werden fast ausschließlich auf Wunsch der Zweigstellen von der Zentrale in München vorbereitet und die Korrektur der zunächst einmal in Deutschland entwickelten Programmvorstellungen durch die Zweigstellen im Ausland ist selbstverständlich.

Ein Beispiel mag hier für viele stehen: Das Ausstellungsreferat der Zentralverwaltung des Goethe-Instituts bot eine Ausstellung mit Kinder- und Familienspielen an. Der Gegenvorschlag der indischen Zweigstellen war eine Ausstellung mit Lernspielen. Dieser Vorschlag wurde aufgenommen und auf unsere Anregung hin die Ergänzung der Ausstellung durch ein Seminarprogramm in Aussicht genommen. Kontakte mit einschlägig interessierten Organisationen des Gastlandes ergaben eine weitere notwendige Modifizierung, um einer akuten Nachfrage nachkommen zu können. Das Thema des jetzt realisierten Projekts lautet: „Lehr- und Lernmaterialien für Vor- und Volksschulerziehung auf den Gebieten Naturkunde und Neue Mathematik.“ Auf indischer Seite findet dieses Projekt Unterstützung und Interesse beim National Council of Educational Research and Training und beim Regionalbüro der UNICEF und der UNESCO, und auf deutscher Seite ist nunmehr neben verschiedenen Referaten der Zentralverwaltung des Goethe-Instituts auch die Deutsche Stiftung für Internationale Entwicklung (DSE) eingeschaltet. Würden wir es uns einfach gemacht haben, hätten wir die Ausstellung der Kinderspiele unbesehen übernommen: sicherlich auch hierfür hätte es ein Publikum gegeben, aber schließlich machen auch wir uns Gedanken, welches Publikum wir wann und aus welchen Gründen haben wollen, und wir können uns nicht darüber beklagen, daß nicht auch unser Publikum ziemlich genau weiß, was es von uns fordern kann.

Erst die stetige und fortgesetzte Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage läßt ein Institutsprogramm entstehen. All dies scheint Bierwirth widerlegt zu haben durch seine statistischen Angaben zu den Institutsprogrammen in Madras und Kalkutta (Bierwirth S. 577). Würden seine Feststellungen stimmen, bliebe uns nur, uns an die Brust zu schlagen und Besserung zu versprechen. Doch ganz so sehr ist Tradition nun doch nicht mehr Trumpf. Bierwirth hat bei seiner Aufstellung ganz einfach übersehen, daß das Monatsprogramm einer Zweigstelle nur einen Teil der Institutsaktivitäten bekanntmacht, und zwar nur jenen, der für ein allgemeines, nicht konkret definierbares Publikum gedacht ist. Hier hat naturgemäß der Film, der informierende Vortrag, das Konzert den Vorrang. Dabei ist aber zum Beispiel der Vortrag im Institut in den meisten Fällen sozusagen nur ein Abfallprodukt eines ausgedehnten fachorientierten Programms, das nicht für die Öffentlichkeit gedacht ist und daher auch im Monatsprogramm keine Erwähnung findet. So hat z. B. der Münchner Städteplaner Gerhard Meighörner im Februar 1973 in Kalkutta insgesamt 17 Fachvorträge, Seminare und Symposien abgehalten, von denen lediglich zwei — weil allgemein informierend — im Monatsprogramm ausgedruckt waren. Ähnliches

gilt für den Sektor Musik, wenn man bedenkt, daß natürlich das Konzert eines Pianisten im Programm angekündigt wird, seine musikpädagogische Arbeit in der Calcutta School of Music oder seine Probenarbeit mit einem indischen „westlichen“ Musiker für ein gemeinsames Konzert hingegen nicht.

Dabei soll nicht bestritten werden, daß Selbstdarstellung nicht immer noch einen Teil unserer Programme ausmacht. Nur kann ich darin kein gar so schlimmes und reaktionäres Verhalten sehen. Selbstdarstellung (und zum Leidwesen mancher Kulturbesitzer in Deutschland nicht nur positive) ist Information, und natürlich wollen wir unsere Besucher auch informieren, genauso wie wir uns selbst ja laufend über unser Gastland zu informieren wünschen. Nur wenn gegenseitiges Informiertsein garantiert ist, kann es zum Gespräch, zum Meinungs austausch, zur Diskussion kommen. Insofern ist Selbstdarstellung eine *conditio sine qua non* für eine fruchtbare Kulturarbeit. Goethe-Institute ohne Informationsprogramme zu allen Aspekten des Lebens in Deutschland wären ein Unding. Und genau deshalb wird auch in Zukunft das sogenannte „traditionelle Kulturprogramm“ trotz aller neuen Akzente und Aspekte nicht völlig aufgegeben werden können.

Wenn Bierwirth hinsichtlich der Ergebnisse der Arbeitstagung der Leiter der Goethe-Institute und der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung (DSE) in Berlin im August 1972 mit Bedauern feststellt: „Man wollte auch hier das Neue, ohne das Alte zu lassen“, dann übersieht er auch hier wieder die selbst durch ideologische Ansätze nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß soziale Zusammenhänge auch kulturelle und historische Dimensionen haben.

Die Gegensatzpaare, „Olympia“ statt „Geburtenkontrolle“, „Dürer“ statt „Green Revolution“, „Kepler“ statt „Planungsmethodik“, „Beethoven“ statt „Bildungswesen“ (Bierwirth S. 585) bestehen für unsere Arbeit nicht. In dem Maße, in dem politische Empfindlichkeiten des Gastlandes es zulassen, daß Geburtenkontrolle und Green Revolution, Planungsmethodik und Bildungswesen als Themenkreise von uns aus überhaupt angesprochen werden können, werden diese Themen auch für unsere kulturelle Arbeit von immer zentralerem Interesse sein. Man muß sich jedoch darüber im klaren sein, daß die Entwicklungsländer gerade bei solch politisch äußerst brisanten Themen, die auf die Änderung der auch in diesen Ländern bestehenden Herrschaftsstrukturen abzielen, eine einseitige Stellungnahme eines nationalen Kulturinstitutes als schweren Eingriff in die inneren politischen Angelegenheiten interpretieren. Die Bewegungsfreiheit der Kulturinstitute auf diesem Sektor ist daher sehr stark — und meist auf den akademischen Bereich eingeschränkt. Allerdings können wir gerade hier beitragen, den Prozeß der Bewußtwerdung landeseigener Probleme zu unterstützen. Die politischen Entscheidungen sind allein Sache der Entwicklungsländer selbst. Von einem Kulturinstitut zu erwarten, entwicklungspolitisch relevante Arbeit in dem Sinne zu leisten, daß in der Tagespresse ablesbare politische Veränderungen eintreten, ist reine Utopie.